

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 63 (1959-1960)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Kleine Spittelgeschichte  
**Autor:** Kilian, Peter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-665894>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## KLEINE SPITTEL - GESCHICHTE

Noch sehe ich ihn deutlich vor mir, sein schmalwangiges Gesicht und die wie durchscheinende Haut, die blutleeren Lippen und die eigentümlich grossen, blassblauen Augen; aber auch an die strähnigen Haare erinnere ich mich genau, die feucht an seinen Schläfen klebten und gelb waren wie gebleichtes Stroh. Siegfried hiess er, den anderen Namen habe ich vergessen; es ist ja auch schon eine hübsche Reihe von Jahren her. Ich selber war noch blutjung und lag damals viele Wochen im Spital, im Krankensaal Nummer neun, einem Achterzimmer, und ich war mit Abstand der jüngste, bis sie Siegfried brachten. Das Kinderzimmer war überfüllt.

Das geschah an einem Spätnachmittag. Der Kleine lag noch tief in der Narkose, als man ihn auf der Bahre hereintrug, von der die widerlich süsslichen Dünste des Chloroforms aufstiegen, die sich nur mählich verflüchtigten. Kaum eine Stunde vorher war eines der beiden Fensterbetten freigeworden; nicht schnell genug konnte es die Schwester wieder mit frischer Wäsche überziehen, und in das rauhe, frisch duftende Linnen legte man den Knaben wie ein kostbares Stück Porzellan, und fahl wie Porzellanerde war sein schmales Gesicht.

Das Schlimmste war zu befürchten, jeder sah es. Der kleine Patient war mit einer sogenannten geplatzten oder aufgebrochenen Blinddarmentzündung eingeliefert worden, viel zu spät natürlich, und nun drohten die zersetzenden Kräfte den geschwächten Organismus aufzuzehren.

In jenen Jahren war das Erwachen aus einer tiefen Narkose ein arges und meist auch unheim-

liches Erlebnis, ein «hundsgemeiner Aspekt», wie Fricker sich mit Vorliebe auszudrücken beliebte, der schon ein volles Jahr mit einer rätselhaften Lähmung auf Nummer neun lag und gern mit Fremdwörtern glänzte, die er oft genug am unrechten Ort verwendete. Es dauerte denn auch nahezu eine Stunde, bis sich der Kleine ins Erwachen fand. Schwester Rosmarie, die schon so vielen Menschen die Augen für immer geschlossen hatte, sah ab und zu nach ihm. Die schwarze Tafel über dem Bett bedeckte sie mit einem neuen Kurvenblatt, den Inhalationsapparat hielt sie in Bereitschaft und selbstredend auch die unvermeidliche, die mit Einmütigkeit verabscheute Brechschale.

Zuerst stöhnte er auf wie unter einer schweren Last und mümmelte dann wie ein Greis. Und als das Kind (denn ein Kind war Siegfried noch) die Lieder hob, blickten die grossen Augen wie aus einer anderen Welt; sie gehörten noch der tiefen Bewusstlosigkeit an, aus der er gleichsam empor tauchte wie ein Ertrunkener. Und zögernd wandten sich diese grossen, blassblauen Augen der Helle zu, dem hohen Fensterkreuz, in dessen Nähe er lag, und alle jäh aufschreckend, schrie er plötzlich: «Der Hund!»

Die Schwester hatte Mühe, den sich bäumenden und doch so schwächtigen Körper festzuhalten. «Der Hund!» wimmerte er, und gleich nocheinmal aus tiefster Seelennot: «Der Hund!»

Vom Fenster her schien ein Hund mit hochge- rafften Lefzen auf ihn einzustürmen. Waren es vielleicht die dicht belaubten Aeste des Rosskastanienbaums im Spitalhof oder eine Wolke am Abendhimmel? In wahnwitziger Angst keuchte und flüsterte er immer wieder: «Der Hund! Er kommt! Der Hund!» Und Schwester Rosmarie, die kleine und gedrungene, hatte kaum genug Kraft, den doch erbarmungswürdig geschwächten Körper auf das Lager niederzuzwingen.

Dann senkten sich die Lider über den entsetzten Augen, leise wimmerte er wie ein kleines Tier und erschlaffte erschöpft. Die Schreckensvision war verschwunden.

Und wir lagen still in den Betten, jeder wohl in seiner Art betroffen oder angerührt von dem qualvollen Ausgeliefertsein des Knaben, der nun wieder fahl im Kissen lag, wie ohne Atem, so kreatürlich hilflos, so verloren in seiner Fiebernacht und ohne Schuld.

Als der Arzt ein wenig später zur Abendvisite kam, hielt er sich nicht an die gewohnte Reihenfolge, sondern ging sogleich zum Bett des Neulings, den er ein Weilchen nachdenklich betrachtete, sich dann über ihn neigte, den Puls befühlte und alsbald, ohne dass er es sich wohl bewusst wurde, den Kopf schüttelte. Er unterhielt sich flüsternd mit der Schwester, und dann verstand ich, dass es doch ratsam sei, den Kleinen zu isolieren. Die Visite brachte er gewissermassen im Flug hinter sich, in dem er nur hastig von Bett zu Bett ging, kaum auf die Fieberkurven blickte, Gewohnheitsfragen stellte ohne Antworten zu erwarten und eilig den Saal verliess. Ach ja, wir waren langwierige «Kunden», drei sogar hoffnungslos langwierig.

Und kaum fünf Minuten später kam die Schwester mit dem hageren und wortkargen Pfleger Gugolz zurück; dieser montierte mit ein paar geschickten Handgriffen die Radgestelle am Bett Siegfrieds, und dann rollten sie es vorsichtig durch den engen Mittelgang hinaus.

Fricker, der fast immer das erste und letzte Wort haben wollte, sagte lakonisch: «Wieder einer für Nummer elf. Mich wundert bloss, was sich diese Medizinmänner eigentlich denken. Sie hätten doch das Büblein gleich im Elf unterbringen können...»

Verständnislos schüttelte er den eigentümlich kantigen Graukopf und zwirbelte seinen Schnurrbart, den er im Laufe des Tages mehrmals mit einem winzigen Bürstchen pflegte wie ein hirnloser Geck. Hirnlos aber war Fricker nicht; er las alle erreichbaren Tagesblätter mit kritischer Gründlichkeit, aber neben seiner Leidenschaft für die weltpolitischen Ereignisse, kritisierte er wachsam und argwöhnisch den Spitalbetrieb — und vor allem die Aerzte, die ihm nicht helfen konnten.

Das Sterbezimmer hatte die ominöse Nummer elf, wir wussten es alle. Es lag sinnigerweise auf der Schattenseite, nämlich gegen den inneren Hof, hatte vergitterte Fenster und gepolsterte Doppeltüren. Immer wird mich die Zahl elf an jenes Zimmer mit seiner düsteren Aura des Sterbens erinnern. In jenem Gelass lauerten noch die Schrecken der alten Siechenhäuser, und man sprach überhaupt nicht über das Zimmer elf oder dann mit leiser und veränderter Stimme. Nicht auszu-denken wars, wie viele Menschen hinter jenen Gittern und Polstertüren schon ihr Leben ausgehaucht hatten! Nachts oder sehr zeitig in der

Frühe, wenn der spiegelglatt gebohnerte Korridor leer war, wurden die Abgeschiedenen in aller Heimlichkeit hinausgetragen, «mit den Füssen voran», wie Frickers lakonische Redensart lautete.

Und dort also lag nun der kleine Patient, in jenem Zimmer, das alle fürchteten wie die Pest. Ein Glück nur, dass er von alldem nichts ahnte, denn ein Wunder musste wohl geschehen, wenn er es lebend verlassen durfte. Das war wieder Frickers Meinung, und weil er hier schon so lange Zeit bettlägerig war, stimmte man ihm schweigend zu.

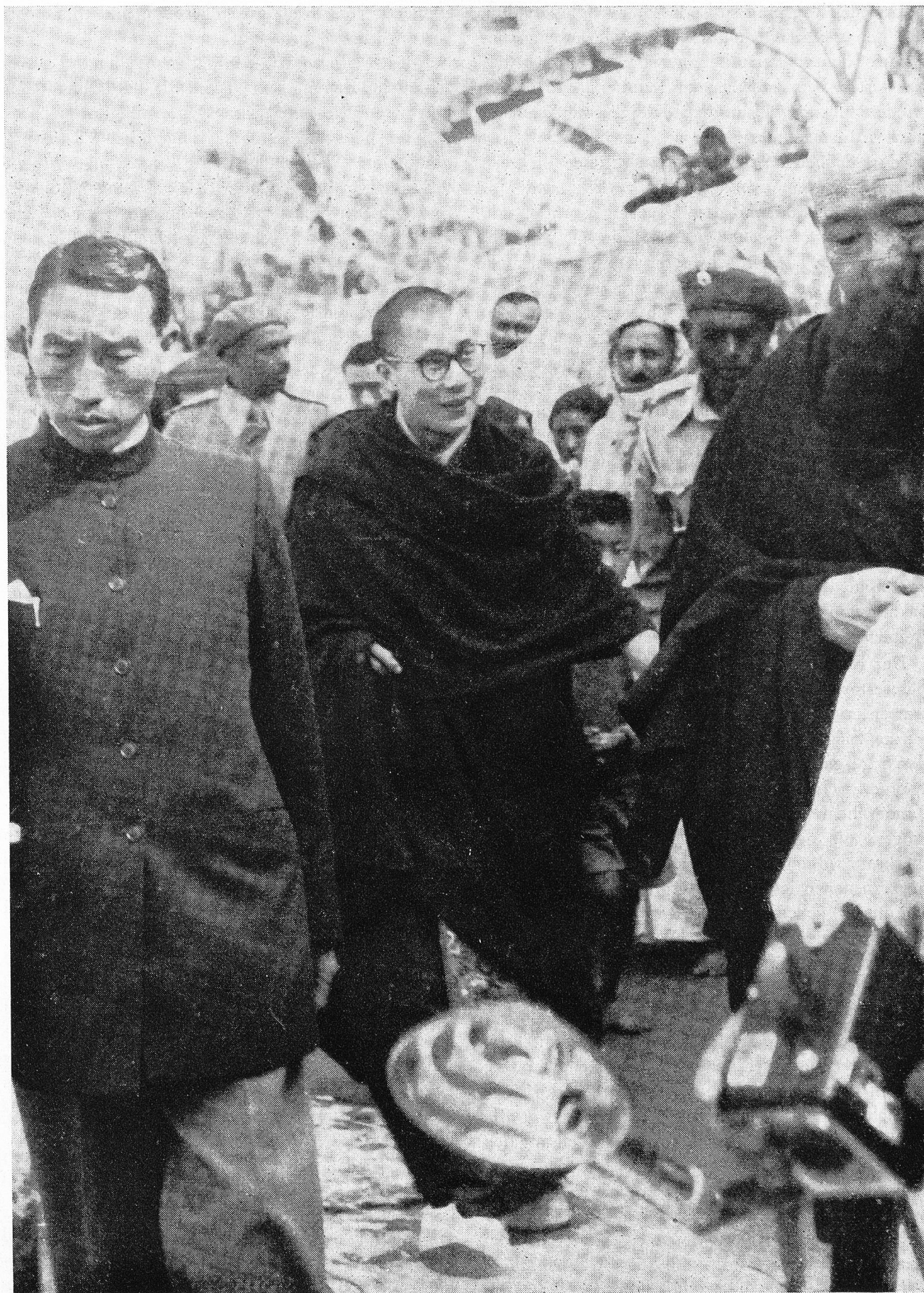
Die Dämmerung kam. Das eintönige Plätschern des Brunnens im Hof war wieder, wie allabendlich, deutlich zu vernehmen.

Fricker vertiefte sich in die Zeitungen, die ihm seine Frau am Nachmittag gebracht hatte. Furlan, der junge und athletische Giesser mit der üppig gekräuselten Mähne, erzählte seinem Bett Nachbar wieder eine von seinen gepfefferten Weibergeschichten; er war vor ein paar Wochen mit fürchterlichen Brandwunden an den Füssen eingeliefert worden, weiss und stumm vor Schmerz, doch jetzt heilten die Wunden gut aus. Ich war so jung, dass ich mir keines seiner Worte entgehen liess, wenn er von seinem unverschämten Glück in Liebesdingen prahlte, und ich war auch noch jung genug, seine schlüpfrigen Aufschneidereien zu glauben. Haberstroh, dessen faltiges Gesicht so seltsam melancholisch wirkte, träumte vermutlich vom Klabautermann; in jungen Jahren sei er zur See gefahren, hiess es, angeblich auf allen sieben Meeren. Der verkommene Mann machte mir grossen Eindruck, möglicherweise aber war er auch bloss ein lächerlicher Prahlhans. Die anderen lagen schweigend in ihren Kissen, starrten zur getünchten Decke oder dösten vor sich hin.

*Zu nebenstehendem Bild:*

*Während der Pilgerreise des Dalai-Lama durch Indien weicht einer der höchsten rotchinesischen Sicherheitsbeamten in Tibet nicht von der Seite des Dalai-Lama (links). Während die Weltpresse von einer Pilgerreise der beiden Grosslamas berichtet, handelt es sich um eine Reise von grösster politischer Bedeutung. In Neu-Delhi wurde bereits über die Zukunft des letzten verschlossenen Landes der Erde entschieden (Januar 1957).*

*Foto Gustav Pfirrmann (NPA)*



Und der Tag ging zu Ende wie so viele vor ihm, mit den mählich verstummenden Geräuschen des Hauses, dem kurzen Abendgebet und Gutnacht der Schwester, dem Löschen der Lampen. Und immer wieder musste ich an den Kleinen denken und auch an den Hund, den er gesehen hatte. Jetzt lag er dort drüben im unheimlichen Zimmer elf ganz allein und rang mit dem Tod... Siegfried, der blonde Recke, der mit dem Drachen kämpfte, ach, es war ja nur ein schwächtiges, federleichtes Büblein und der Tod ein schwarzer Hund mit hochge-  
rafften Lippen, oder wie ein schwarzer Raubvogel mit gewaltigen mächtigen Schwingen, in dessen Fängen er durch schwarze Wolken fliegen musste.

In den drei Tagen, die folgten, geschah mancherlei. Auf Nummer acht war ein schwerer Fall eingeliefert worden; in der Gebärdabteilung, die sich über uns befand, hatte ein neuer Mensch das Licht der Welt erblickt, nie konnten wir indessen von dort oben auch nur einen Laut vernehmen. Im Krankenzimmer sieben hatte man endlich den ewig weinerlichen Geyer entlassen, der an Gelbsucht litt und oft hinüber gekommen war, um uns seine Jeremiaden vorzujammern. Schwester Rosmarie bekam endlich ihren freien Nachmittag, und so weiter.

Der Kleine lebte noch, wir erfuhren es von der Schwester. Fricker murmelte skeptisch: «Nur abwarten und Tee trinken...» Aber am vierten Tag wurde Siegfried wahrhaftig wieder vorsichtig in den Saal gerollt. Wer sich aus den Kissen erheben konnte, richtete sich auf. Aus dem abgezehrten Kinderantlitz staunten die grossen und blassblauen Augen, die den Bewegungen der Schwester aufmerksam folgten und die vielleicht auch die Männer (zu denen ich mich allerdings noch nicht zählen durfte) schemenhaft wahrnahmen. Er war dem Tod entronnen oder der Unerbittliche hatte sich anderen Opfern zugewendet.

Seine Temperatur war zurückgegangen; er sah auch den schwarzen Riesenhund nicht mehr im Fenster, doch lag er elend und tief ermattet im Bett und hatte unter dem fürchterlichen Durst zu leiden. Nur winzige Mengen Flüssigkeit durfte er zu sich nehmen — Spatzenschlucke. Und wie alle frisch operierten, hatte der kleine Dulder nur den einen Wunsch: zu trinken. Er begriff es nicht, dass ihm dieses harmlose Verlangen verwehrt wurde. Warum durfte er nicht einmal Wasser trinken? Und sicherlich hörte er, wie unten im Hof der unermüdliche Wasserstrahl in die Brunnenschale lief, frisches, kaltes und quellenklares Wasser, das

immerzu verschwenderisch strömte und ihm doch so unendlich fern und unerreichbar war. Die Schwester blieb hart. Wie das heutzutage ist, weiss ich nicht, damals war jedenfalls der Durst nach einer Operation die grösste Qual und Folter. Man lag im Bett wie in einer sengenden Wüste und glaubte zu verschmachten. Die Inhalationen brachten nur vorübergehende Erleichterung und den feuchten Schwamm, mit dem die Schwester ab und zu die Lippen befeuchtete, hätte man am liebsten verzehrt.

«Ein himmeltrauriger Aspekt», sagte Fricker mit echtem Mitgefühl, «aber er ist über dem Berg.» Und er musste es ja wissen.

Die Gegenwart des kleinen Dulders bewirkte eine erstaunliche Wandlung in unserem Saal. Es wurde stiller; die Kranken wurden brav und gesittet wie in den Besuchsstunden. Furlan hielt mit seinen Prahlereien und hitzigen Weibergeschichten zurück; Fricker ereiferte sich nicht mehr so laut über die imperialistische Raubpolitik der Weltmächte; Haberstroh, der oft und hemmungslos geflücht hatte wie in einer Hafenspelunke, wurde auf einmal ganz manierlich. Fast war es, als sei mit dem kleinen Leidensgenossen ein milder Engel in den nüchternen Krankensaal eingezogen. Natürlich dachte keiner so oder hätte derlei Gedanken gar laut werden lassen, bewahre! Aber der Kleine hatte allein durch seine Gegenwart bewirkt, was der Schwester nicht gelungen war, nämlich die Männer milder zu stimmen und gleichsam ihre edleren Gefühle zu wecken. Diese Männer waren wahrhaftig keine zartbesaiteten Naturen, im Gegenteil! Das Leben hatte sie alle nicht schonend oder rücksichtsvoll angefasst; Fabrikarbeiter waren es, gefühlsverhärtete, enttäuschte und auch verbitterte Männer, Familienväter, die ihre Sorgen nicht zu Hause gelassen hatten; nur einer war ein Bauer, den das Heimweh bitterlich plagte und der selten sprach, Bodenmann hiess er, und er lag Fricker gegenüber, magerte immer mehr ab und hoffte wohl auch nicht mehr viel; nur wenn seine Leute ihn besuchten, bekamen seine Augen einen fiebrigen Glanz. Ihm blieben die «Fabrikler» fremd und vielleicht weinte er ab und zu in den Nächten.

Und wieder wurde mit dem Blau- und Rotstift die Pulsschläge und die Abendtemperaturen auf den Fieberkurven eingetragen; wieder kam die Dämmerung und verblasste das Sonnengold im üppigen Blattwerk des Kastanienbaumes vor den hohen Fenstern. Die Schwester sprach ein kurzes

Gebet, wünschte eine gute Nacht, löschte das Licht und ging. Und einmal, vielleicht schon gegen Morgen, erwachte ich und sah die Silhouette der Nachtschwester am Lager des Knaben; sie neigte sich über ihn und befeuchtete vermutlich mit dem Schwamm seine brandigen Lippen. Und im Halbschlummer hörte ich sie zärtlich flüstern und glaubte zu sehen, wie sie noch sein Deckbett zurechtrückte, bevor sie lautlos hinaushuschte. Fricker schnarchte fürchterlich, da er immer auf dem Rücken liegen musste. Vom Spitalhof herauf hörte ich das eintönige Plätschern des vollen Wasserstrahls, dann muss ich wieder tief eingeschlafen sein.

Und als ich wieder erwachte, war es beinahe Tag; auf den gegenüberliegenden Dachfirsten funkelte jedenfalls bereits die Morgensonne. Eine merkwürdige Unruhe im Saal hatte mich vorzeitig aus dem Schlaf gerissen. Einige der Kranken saßen mit verdutzten Gesichtern aufrecht im Bett und blickten hinüber zum Lager des Knaben. Er phantasierte wieder, sah wieder den grossen Hund im Fenster und schrie und wimmerte zum Gott-erbarm.

Gleich darauf erschien der Assistent, und um es kurz zu machen: Siegfried lag wieder in hohen Fiebern und die Untersuchung ergab, dass sich der Verband gelöst hatte, dass die Wunde aufgebrochen und die Kanüle herausgerissen worden war, eine unbegreifliche, bestürzende und rätselhafte Entdeckung.

«Diesmal ist es endgültig aus», orakelte Fricker, nachdem man den Delirierenden ein neues Mal hinausgerollt hatte, um ihn im ominösen Zimmer elf unterzubringen. Er büstete mit vorgestülpten Lippen seinen Schnurrbart.

Die Schwester hastete ein und aus wie ein erschrecktes Huhn, sie war ratlos und aufgeregt, ausserdem mit ihrem Arbeitspensum im Rückstand und überall sollte sie zu gleicher Zeit sein. Bis endlich die Kaffeekrüge mit dem Brot verteilt waren, unterhielten wir uns selbstredend bis in alle Einzelheiten über das unbegreifliche Geschehen. Nicht einem der Kranken war in der Nacht etwas Ungewöhnliches aufgefallen, und doch behauptete jeder, lange wach gelegen zu haben.

Im Verlaufe des Vormittages, als der nicht mehr bettlägrige pensionierte Strassenarbeiter Weibel wie jeden Morgen die Blumen betreute, rief er auf einmal in den Saal hinein: «Heiliger Strohsack, so etwas! Jetzt ist mir alles klar.»

Er stand vorn, zwischen den Fenstern, wo sich der kleine Tisch mit den Blumen befand; in der einen Hand hatte er einen Maien und in der anderen die Vase. Mit offenem Mund schaute er uns an. «Teufel noch einmal!» sagte er, «dass ich nicht gleich darauf gekommen bin!» Er schüttelte verständnislos den Kopf. «Ist das denn menschenmöglich?»

«Wie? Was?» drängten wir den Ueberraschten und Verdutzten.

«Er hat die Blumenvase ausgetrunken!» platzte Weibel heraus.

«Rede doch keinen solchen Unsinn!» herrschte ihn Fricker an.

«So wahr ich hier stehe! Er hat das Blumenwasser ausgetrunken. Sie ist doch leer — da schaut nur!» Und er kehrte die Vase um.

«Sie wird leer gewesen sein», gab einer zu bedenken.

«Das werde ich wohl besser wissen als du!» protestierte Weibel beleidigt. «Ich besorge doch die Blumen, nicht du. Gestern war sie noch voll und ich könnte es beschwören, dass ich das Wasser gewechselt habe. Oder hat etwa einer von euch die Vase ausgeleert oder ausgetrunken?»

Selbstverständlich war keiner auf die absurde Idee gekommen, stinkendes Blumenwasser zu trinken. Wozu auch? Wenn man in der Nacht durstig war, konnte man ja die Schwester um einen Krug Tee bitten. Der unglückselige Siegfried musste die Vase leer getrunken haben.

Nur diese Folgerung blieb übrig. Der Durst hatte ihm dermassen zugesetzt, dass er in seiner kindlichen Arglosigkeit das Bett verlassen haben musste, um eine der Vasen gierig zu leeren. Und niemand hatte diesen Vorfall bemerkt, er war auch nicht zusammengebrochen, sondern ebenso unbemerkt ins Bett zurückgekehrt. Und jetzt musste, das Unheil seinen Lauf nehmen. Fricker mochte recht haben: diesmal gab es kein Pardon mehr, diesmal würde ihn der Unerbittliche nicht mehr entschlüpfen lassen.

Doch der Tod hat auch seine Marotten. Er spielte wohl eine Art von Katz- und Mausspiel mit dem bedauernswerten Bürschlein.

Wir erfuhren von Schwester Rosmarie, dass Siegfrieds Eltern gekommen seien, Kleinbauern waren es aus einer abgelegenen Gemeinde. Jederzeit musste ja mit dem Heimgang des Knaben gerechnet werden. Am Abend indessen lebte Sieg-

fried noch und auch am folgenden Morgen. Bald berichtete sie uns freudestrahlend und frohlockend, dass das Fieber um zwei Striche gefallen sei. Freilich, die Hoffnungen waren gedämpft; noch immer schwebte er zwischen Leben und Tod.

Es gab viel zu rätseln in diesen Tagen, und wir nahmen leidenschaftlichen Anteil am Schicksal des Knaben; Fricker vergass sogar über sein eigenes hartnäckiges Leiden zu lamentieren. Dann kam Haberstroh sogar auf die abgeschmackte Idee, dem Giesser Furlan eine Wette vorzuschlagen. Schwester Rosmarie, die dem ehemaligen «Abenteurer» nicht eben gewogen war, entsetzte sich und wies den Unverbesserlichen mit empörten Worten zurecht, worüber sich anderseits Haberstroh wieder ziemlich verwunderte, weil er doch auf die Genesung des Knaben wetten wollte.

Und er hätte sie gewonnen, denn nach einigen Tagen rollte man Siegfried zum dritten Mal in den Saal, und Fricker, der immer das erste und letzte Wort für sich beanspruchte, sagte: «Aller guten Dinge sind drei. Jetzt ist er über dem Berg.» Und er war es auch, der den einigermaßen verwegenen Gedanken äusserte, dass ziemlich wahrscheinlich das stinkende Blumenwasser den Heilungsprozess hervorgerufen habe. Eine Rosskur sei es zwar gewesen, aber sie habe in Tat und Wahrheit dem Tod ein Schnippchen geschlagen. Die titulierte Aerzteschaft hätte von der Natur noch viel zu lernen, fügte er verdriesslich hinzu, denn mit Pillen und Schneiden sei noch lange nicht alles getan.

Zwei Wochen später durfte Siegfried, der nun vielleicht doch noch das Glück hatte, einmal ein blonder Recke zu werden, eine halbe Stunde lang neben seinem Bett sitzen — und wie strahlte er uns alle beglückt und beklommen an! Schmalwangig war er noch und seine Haut wie durchscheinend, die strohblonden Haare standen ihm über den grossen Ohrmuscheln ab und die Lippen hatten ein bisschen Farbe angenommen. Und schon bald machte er am Arm der Schwester die ersten und unbeholfenen Gehversuche, gebückt wie ein Greis, weil die Narbe noch spannte. Und wir lobten ihn und feuerten ihn an und manches Stück Schokolade empfing der Verwunderte als Belohnung. Und mit jedem Tag ging es leichter und machte er aufrechtere Schritte.

Vater und Mutter besuchten ihn abwechselnd, weil sie den Hof nicht allein lassen konnten. Sie sassen steif und geniert an seinem Bett und spra-

chen wenig. Wenn die Besuchszeit um war, reichten sie ihrem schüchtern lächelnden Sohn die Hand und ermahnten ihn laut, so dass es alle hören mussten, ja der Schwester und dem Doktor zu gehorchen und ihnen keine Schande zu machen. Schande! Wie hätte der Bub, der von Natur scheu und treuherzig zutraulich in einem war, ihnen Schande machen können. Strahlte er nicht auch als schnell Gesundender Kräfte aus, die unmerklich die paar rauhen Gesellen in unserem Saal verwandelten? Ja, er hatte eine gute Ausstrahlung.

Als dann bald der Tag seiner Entlassung kam und er neben seinem Kleiderbündel sitzend auf den Vater wartete, hatte er auf einmal Farbe auf den Wangen und seine grossen blauen Augen glänzten vor Erwartungsfreude. Sein Haar, das wochenlang nicht mehr geschnitten worden war, lag glatt hinten auf dem Kragen und fiel tief in die Stirne. Der Vater werde es dann zu Hause stucken; vermutlich in dem er ihm eine Kachel über den Kopf stülpte und das vorstehende abscherte.

Er erschien im Sonntagsstaat, der Vater, in einem moosgrünen Lodenkittel und mit einem schwarzen Plüschhut, den er verlegen und befangen in der Hand hielt. Er hatte manchen schweren Gang in die Stadt und das Spital angetreten, dieser letzte machte ihn schwitzen vor Aufregung. Und er schritt schwerfällig von einem Bett zum anderen und reichte seine knotigen Rechte zum Abschied, und er dankte jedem, als hätten wir alle mitgeholfen, seinen Sohn wieder gesund zu machen. Die aufregende Geschichte vom stinkenden Blumenwasser erfuhr er allerdings nicht. Ihm folgte Siegfried nach und die Stimmung wurde ein bisschen rührselig, besonders als Fricker, dem das Augenwasser im Handumdrehen kam, noch eine kurze und erbauliche Rede hielt.

Jene Patienten, die das Bett verlassen durften, gingen zum Fenster, um den beiden zu winken. Unten, neben der Ausfahrt, stand nämlich der klapprige Brückenwagen und an der Deichsel sahen wir den breitkruppigen Rappen, von dem der Kleine oft erzählt hatte. Der nagere Bauer setzte seinen Sohn auf die Brücke, schwang sich dann ebenfalls hinauf, ergriff die Zügel und schnalzte. Der Rappe zog an und der Wagen rumpelte gemächlich davon. Siegfried winkte zu unseren Fenstern hinauf, bis das Gefährt in der nächsten Querstrasse verschwand.



*Der Dalai-Lama unter dem Baume der Erleuchtung — in Nordindien*

*Foto Gustav Pfirrmann (NPA)*